

SPIEGELBLATT

Nr. 44

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Malerfigge.

Erzählung von Georg Nordensvan. Deutsch von E. Stine.

Figge legte seinen Familienrock an, ging das Objekt aufzufinden, ersuchte den alten Herrn, sich in sein Sophä zu setzen — so so, er hatte ein Pfeifenbrett, welches war denn seine Alltagspfeife? — gab sie ihm in die Hand, reichte ihm das Hausskäppchen, bat ihn, so zu machen, als ob er ja zu Hause wäre, und sagte so, gerade so wolle er ihn malen.

"Ist der Herr nicht bei Troste?" staunte der Herr Generaldirektor. Das Portrait sei von seinen Untergebenen im Amt bestellt — „wissen Sie das?“ — und sollte seinen Platz im Sessionssaal erhalten. Sollte der Generaldirektor dort etwa im Hausskäppchen und mit Pfeife — vielleicht gar in Pantoffeln dastehen?

Diese Rede gefiel Figge. Er stimmte bei. Ja, genau so sollte der Generaldirektor dort sitzen. Ganz wie er alle Tage dastand.

Das Objekt aber wollte durchaus nicht so gemalt werden, wie es alle Tage aussah, sondern bat den Herrn, sich nach dem gegebenen Programm zu richten. Und dann staffierte sich der Alte heraus, daß er rein nicht zu erkennen war in all' seiner offiziellen Herrlichkeit. Worauf Figge ihn droben im Atelier eines Kameraden resiquiert zu zeichnen begann — nach Photographie, denn der alte Herr hatte wenig Zeit, mit bei der Sache zu sein.

Seither verdüsterte sich der geachtete Künstler zu Lebzeiten und bekam Tag für Tag ein längeres Gesicht. Der Generaldirektor war klein und hatte eine rothe Nase, betrachtete es jedoch als Schuldigkeit des Künstlers, diese beiden Umstände wegzuidealisieren und ihn stattlich und ehrfurchtgebietend zu machen, vor Allem aber mit einer Nase zu versehen, weiß wie die Unschuld selbst.

Figge quälte und wand sich. „Ich male jetzt ein Porträt, — das schaut aus, pflui Teufel!“ verkündete er mit Gefühl und Überzeugung, sobald er einen der Kameraden traf. Er beschrieb das Konterfei und erzählte, wie der Alte es haben wolle, und was die Frau des Alten sage, und was alle anderen sagten, die ihm wohlmeintend gute Rathschläge gaben. Der Generaldirektor selbst kam selten manch, er fand es unmöglich, selbst Modell zu sitzen, aber seine Uniform hing auf dem Mannequin, und die Orden waren auch darauf, und das war ja doch die Hauptsache.

Figge wurde zuletzt so nervös, daß er schnob, zum nur Sennand der ehrenden Bestellung Erwähnung hat. Es ging nicht vom Fleck damit, lange Zeiten hindurch kam er garnicht in's Atelier, dafür war aber gelungen, eine kleine eilige Skizze des Alten der Sophäcke anzunehmen — blos zum eigenen

Bergüügen —, und das war die einzige Freude, die er von der Bestellung hatte.

Es war zu einer sonnigen Morgenstunde, da nahm er seinen breitesten Luftpinsel, und damit wischte er seelenvergnügt die ganze herausstaffierte Generalsperson mit den Orden und Allem hinweg.

„Wie mehr thue ich das wieder!“ schwur er sich heilig.

Für den alten Herrn war es auch eine Erleichterung, denn das Bild war ja nicht vorgeschritten. Man schied also in gegenseitiger Zufriedenheit, und wer sonst als der stets gewissenhafte Herr Tiefbesson war es, der die Bestellung übernahm und ohne einen Schimmer von Bedenken effekturierte!

Einen Monat später trafen die beiden Familienväter zusammen und erneuerten die Bekanntschaft. Linde war strahlend und verjöhnlich. Er hatte vom Generalzolldirektor zur Feier der Vollendung des Porträts eine Einladung zum Mittagessen erhalten und war eben eifrig daran, bei seinen Freunden in der Presse die Ruhme zu machen mit der Notiz, daß „unser hervorragender Künstler“ soeben einen „ehrenvollen Auftrag“ zu Ende geführt.

Nun, da Figge so das Nachsehen hatte, geriet er in böse Laune. Er war wütend, sowohl für die Kunst als auch für sich selbst, denn dies eine Mal hätte er wohl auch so ein Humbugstableau zusammenzumischen können. Es war ja Niemand da, der Leben darin verlangt hatte, und als Muster und Exempel für die Herren Notare da oben im Bureau wäre es gerade noch gut genug gewesen.

Der einzige Gewinn aus der ganzen Affäre war die kleine Skizze, auf der er den Alten nach eigenem Geschmack in der Sophäcke gemalt hatte, mit Pfeife und Hausskäppchen und einem Sonnenstrahl, der das röhrlische Gesicht umspielte. Die Skizze war nun unter und belebt — groß zu malen ist gut, aber gut zu malen ist größer —, die hätte er dem Salon geschickt, wenn er in Paris gewesen wäre.

Ja, wenn! Jetzt aber stieß er bis über die Ohren im Schoße des Familienlebens.

XXI.

Der Tag hatte auf die gewöhnliche Art begonnen.

Ziemlich spät war Figge aufgewacht, spürte recht geringe Lust, aufzustehen, und hätte es sich nicht darum gehandelt, den beiden Unverderbten ein lehrreiches Exempel zu geben, so wäre er wohl noch liegen geblieben.

Er hatte seine Frühmorgentonne von ehemals wiederbekommen. Ganz und gar war sie übrigens

nie verschwunden. Er warf zwar nicht das Wasser-glas nach Belle, wenn er zur Unzeit geweckt wurde, aber er wurde auch nie zur Unzeit geweckt, aus dem einfachen Grunde, weil er garnicht zeitig genug aufstehen konnte.

Vorläufig wußte er garnicht, was er überhaupt außerhalb des Bettes zu thun habe.

Er hatte Kaffee getrunken in Gesellschaft der kleinen Zwillinge, die, sobald sie ihn sahen, über das ganze Gesicht zu lachen anfingen, im Übrigen jedoch vollständig beschäftigt waren, nebeneinander wie ein Paar eingespaiteter Pferde über den Fußboden bis zur Schlafzimmerschlür zu kriechen, wo sie sich hinsetzen wie die Krähen und im Takt gegen die Thür schlugen, bis das Dienstmädchen kam und sie in ihr gesetzliches Gebiet zurücktrug, worauf das Gefrieche von Neinem anhob.

Dann wollte Figge arbeiten. Er hatte das Speisezimmer als Arbeitsstube ansetzt, taub für alle Einwendungen, wie unbequem das allen Leuten sei, und wie dieser Einfall die ganze Wohnung verderbe.

Übrigens mißte es wenig. Die Arbeit ging auf ihre gewohnte Art. Er zog eine Leinwand nach der anderen heraus, machte hier eine Änderung, kratzte dort ein Stück weg, stellte dann das Bild bei Seite und suchte ein anderes hervor.

Seitdem er das Portrait der beiden Unverderbten beendigt, war es ganz unmöglich, irgend etwas Vermüntiges zu beginnen. Und auch das war eine harte Probe seiner Energie gewesen. Er malte sie als Gruppe, am Fußboden spielend, und Adam sollte laut lachen, weil das sein Temperament war. Aber jedesmal, sobald die Palette hervorspazierte, bekam der Junge ein Gefühl für den großen Ernst der Sache — übrigens ein Zeichen der Intelligenz bei dem kleinen Kerl — und ward von merschütterlichem Ernst.

Es half nichts, daß Maria und das Exemplar von einem Dienstmädchen alle Spielsachen hervorzogen. Erst als Papa sich eine falsche Nase aus einer Akademiemaskerade aufklebte und die unmenschlichsten Grimassen schnitt, gerührte Adam zu lächeln, wurde aber allso bald wieder melancholisch und sah mit großen, wehmüthigen Augen in den Westenraum hinaus, so daß Papa zwischen jedem Pinselzug vor ihm hoppe, hoppe machen mußte.

Nun war das Bild beendet, will heißen fast fertig, und Papas Nase hing an der Wand in seinem Zimmer, nebst anderen Dekorationen und Biergegenständen, während der Familienvater selbst unherging und sich über dieses und jenes Detail in der aufgegebenen Studie den Kopf zerbrach.

Die Kinderchen saßen jetzt außen an seiner Thür,

klopften mit ihren kleinen, weichen Fäustchen darauf und jajaran „Fidde“.

„Ihr erstes, munteres Morgengezwitscher war vorüber und sie fanden es nicht mehr schön, zu leben. Ein Gewissel ohne Ende.“

„Hinein mit dem Volk in's Kinderzimmer!“ kommandierte der Hausvater und steckte mit der grimmigsten Miene, die er aufzutragen konnte, den Kopf aus der Thür.

„Dort wird aufgeräumt,“ befahl er augenblicklich zur Antwort.

„Also in's Schlafzimmer.“

„Da wird gelüftet.“

„So führt sie auch hinaus zum Lüften.“

„Was fällt Dir ein, Alter?“ kam seine Gattin.

„Es ist viel zu kalt draußen.“

Zigge schloß seine Thür, setzte seinen Fenz auf, um inspiriert zu werden, und versuchte zu malen.

„Alter! Eigentlich standalös, ihm Alter zu nennen. Aber es zeigte von Schatzblieb, es war treffend. Er hatte selbst das Gefühl, schwammig zu werden.“

Wie, wenn er ausgeginge? Es war ein Sonntag, trist und grau. Der Himmel milchweiß — mit blauem Anstrich, wie verdünnte Milch, und die Sonne ohne die genügende Energie, um durchzudringen.

Noch einer Weile öffnete Frau Elisabeth einen Thürspalt.

„Könntest Du einen Augenblick nach den Kindern sehen?“

Und fort war sie, ehe der „Alte“ hatte antworten können. Minuter war sie ganz prächtig, das mußte er zugeben.

Zigge ging in's Speisezimmer und studierte Kinderzimmit, bis er abgelöst ward.

„Wir sind für morgen zu Onkel Nils geladen,“ sagte seine Frau, als sie zurück kam.

„Mögt wissen, ob das dem Onkel Vergnügen macht?“ äußerte Zigge.

„Warum soll es ihm kein Vergnügen machen, seine Verwandten bei sich zu sehen?“

Es war eine gewisse Überlegenheit in Frau Elisabeth's Reaktion gekommen — ein Tonfall, der auf minder angenehme Weise an ihre Frau Mama erinnerte.

„Offenbar deswegen, weil Verwandte am allerängsten sind,“ erwiderte Zigge ruhig. „Das einzige Mal, als ich den Alten ein wenig aufgeräumt gegeben, verständigten wir uns darüber, daß er unsere ganze Gesellschaft zum Andenken wünsche.“

„Wirklich tollwoll!“ meinte Frau Elisabeth, die sich weiter in dem bewußten Tonfall hielt.

„Ja, der alte Herr ist nicht an viel Lust gewohnt, seine Frau schaltet und regiert ja im Hause.“

Die Frau des Hauses verschwand, denn die Kinder jajaran. Er hörte sie draußen schreien: „Pst, höre Dich, Adam! Pst, Eva! Wie sagt man? Wie muß man sagen . . . Riederlegen! Scham! Scham!“

Noch einer Weile:

„Lieber Zigge, könnten die Kinder nicht ein bißchen bei Dir bleiben, während wir weitermachen?“

Es war ja nicht darauf, zu arbeiten, wenn man auch noch so gern wollte.

Als Frau Elisabeth später die beiden Unzivilisierten holen kam, sprach sie davon, daß die Schweizer Mutter bitten wolle, ganz bei ihnen zu wohnen. Sie sei so allein . . .

„Dann bist Du allein?“ fragte Zigge, sie aber ließ sich nicht unterdrücken. Sie sei ganz erstickt von all' der Plage, und in ihrer Familie sei man wirklich nicht gesonnt . . .

Zigge hörte nicht, was man in ihrer Familie nicht gesonnt sei. Er legte vorsichtig die Palette weg — die Zeilen waren rotte, wo er sie bei Seite ließ —, legt das Od auf den „Sackenmäppchen“ hinzu —, er zog die gelben japanischen Farben Sackenfeste mit dem Zopf nach der Wand und setzte den Fuß auf.

Und als er die Treppe hinabging, da befanden sich Großvater Horn und kleinerer Fuß in die Barrie:

„Sieh nach Sophie Will!“

Er schlug seinem alten Nachbarn gegen Gang-

holz ein. Er brauchte Luft, er wollte hinauf in die Berge.

Einen Hügel hinauf, wo kleine Mädchen unherhüpften — und weiter hinauf eine Holztreppe zwischen Planken und Holzhänseln.

Dort oben blieb er stehen und sah sich um. Unterhalb des Geländes eine grane, wilstige Hütte mit außenlaufendem Gang und eben solcher Bodentreppe. Ein ärmlicher Garten davor, einige Gebüsche, die die anspruchsloseste Laube bildeten, darin ein ausgeblichter Tisch, auf dem eine weiße, zottige Katze saß und einen schwarzen Kameraden da oben auf der Planke beobachtete, unbeweglich, als handele es sich um eine photographische Aufnahme.

Weiter abwärts lag ein stattlicherer Garten mit einer kleinen Veranda neben einem alten bürgerlichen Steinhaus mit Eisenbeschlägen am Giebel.

Es war die Stunde des zweiten Frühstücks, der Rauch wirbelte aus allen Schornsteinen.

Oben lag die Stadt, von hier aus gesehen allem Älteren ähnlich als Stockholm. Steinwohnlagerhäuser, Fabrikshornsteine und keine Spur von Wasser. Der Thurm der Klara-Kirche drängte sich aus der grauen Häusermasse hervor, weiter drüber standen die Telephonständer oben auf den Dächern und die Skeppsholmer Laternen und das blauende Bieleck des Belvedere. Drüber in der Ferne der lichtgrau, farblose Rand der südlichen Berge.

Es ist sonntagsmüll hier oben. Auf den Straßen unten wandeln müden Schrittes sonntäglich gekleidete Väter und führen ihre Sprößlinge, eines an jeder Hand. Und über den Eisenbahnhügel gleitet ruhig die Straßenbahn, ganz in der Größe eines Spielzeuges für Adam und Eva.

Das einfarbige Grau des Himmels beginnt blau zu werden.

Zigge geht weiter der Vorstadt zu.

Geschlossene Fenster in allen Hütten, ein Leierspielen spielt einen Walzer, ein Brauerwagen arbeitet sich den Hügel hinauf, während ein schlafroger Polizemann in blankgeputztem Helm mit den Händen auf dem Rücken herum geht und die Ordnung aufrecht erhält. Neben der Straße spielen ein paar heitere Kinder — ein kleines schmutziges Krüppelchen gräbt allein in der Erde —, und ausgediente Ruderboote liegen noch da aus der Vorzeit.

Aussicht über große, leerstehende Bauplätze, über hier und dort versprengte neue Häuser. Von einem Dach weht eine feuerrote Flagge der Heilsarmee als lebhafte Farbenfleck in all' dem Grau.

Erst drinnen in einem Hofe findet Zigge die freie Aussicht, die er suchen gegangen.

Stadt und Mälard breiten sich vor ihm aus. Nun hat die Sonne gelegt. Der Himmel ist hell, helblau, klar in der Farbe, ohne Saft und Kraft. Aber das Wasser glänzt und glitzert, und die Fenster der Stadt strahlen allejannt wie illuminiert. —

Zigge setzte sich auf das Geländer der Holztreppe, die die Berglehne hinab führte, und zündete sich eine Zigarette zum Selbstzünnen an.

Warum malte er das nicht? Gab es nichts Interessantes in Stockholm? Noch waren nicht alle Straßen gebaut und einander gleich gemacht, noch war Charakter darin, wenn auch nicht sonderlich viel. Man kannte die Stadt, man hatte Jahr um Jahr hier gelebt, aber sie zu malen, wollte nicht gehen, es war etwas in der Luft, was einem die Lust nahm und den Blick verschleier, so daß man nichts sah, nichts konnte, nichts mit Interesse erfaßte.

Nichts Anderes als seinem Magen verjagen. Und übrigens ist das ja auch was werth.

Jetzt begannen die Gloden zu läuten in dem Kungsholmsturm, der schwarz, einer Riesenflasche gleich, da stand.

Zigge saß noch auf seinem Stuhlfest. Die Zigarette hatte er weggeworfen, mittan unter Gierhänen, Zeitungspapier und alte Schuhe — es gab einen leiseren, weggeworfenen alter Schuhe auf Kungsholm — und saß und sah hinaus über das weitgezogene Bild.

„Es ist „Animus“ in dem Bilder!“

Dort preißt man die Dampfschiffe an, die hüpfend in einer Reihe beim Munktro-Quai

liegen. Und der Eisenbahnhügel windet sich wie ein schwarzer Wurm über die Brücke und läßt weiße Wolken hinter sich, die schwerfällig zwischen den Häusern liegen bleiben.

Weiterhin aber, gegen das Land zu, sind die Ufer kahl und grau, und gleich einem Flusse sucht sich der Mälard zwischen den Höhen seinen Weg. Drüber steht unbeweglich da und dort ein großer Segel, auf dem südlichen Berge schlängt eine Windmühle, aber draußen auf dem See, unterhalb Rigge's Aussichtspunkts schießt eilig eine frühlingsspringende Dampfschalluppe hervor und zieht eine lange, ringelnde Straße auf der gleichmäßig blauen Wasseroberfläche hinter sich her.

Frühlingsbrausen und Schärenwinde hier oben, Piepende, zwitschernde Vögellein. Und zwischendurch ein schneidendes, munteres Eisenbahnsignal.

Wie Zigge so auf seinem Pflock sitzt, hört er plötzlich seiner Ehefrau Stimme: „Wir sind für morgen zu Onkel Nils geladen.“

Augenblicklich fliegt er herab auf festen Boden. Wahrhaftig, sieht er nicht Schwiegerpapa's G. thun von hier aus?

Sofort sind seine Gedanken in eine neue Bahngleislinie gegliedert. Sie halten sich an seiner Morgenströmung fest, sie ringeln sich um den Eckthurm da unten in Gedränge der Häuser. Dort unten weiter leben in der Misere, nicht wissen, was es Herrliches auf Erden giebt, sich an nichts lehren, keine Freunde vom Leben haben . . .

Schwiegerpapa! Ja freilich, flotter Bursche, sein Schwiegerpapa, mit einem faible für's Stockholmer Leben, für kleine Diners auf Hasselbacken, kleine Birkapartien, Tricotballette und so weiter.

Gemüthlicher Bursche und Stockholmer mit Leib und Seele.

Und die Schwiegermama, breit und dekorativ. „Man muß eben, was will man machen? Man muß . . .“ Sie insbesondere mußte alles, was sie nicht wollte — in erster Linie daran denken, was alle Welt zu Allem, was sie that, sagen würde. Wozu um Himmels willen lebt man denn, wenn man nicht mit der Welt lebt, seine Freunde sieht und sich bei ihnen sehen läßt, bei Allem dabei ist und von Allem und Allen weiß — ein Opfer des Gesellschaftslebens! Man muß eben, ja natürlich, man muß!

Auch Pelle war wohl oft der Meinung, daß man „muß“. Und wenn Tante Pettergrund kam, dann nahm sie Pelle beschützend unter den Arm. Und nachher kam Onkel Nils, gab dem Chemiker einen resignierten Klaps in den Rücken und nahm ihn wieder unter' n Arm.

Das waren, hol's der Teufel, die Familiensorgen, und kolossale noch dazul. Und man kommt nicht malen, das war die Hauptsache, man kommt nicht.

Warum? Weil der Humor fehlt.

„Du wirst nie weiterkommen —,“ war habe das nur gesagt, einmal vor langer Zeit?

Wenn man denkt, wie lustig es dazumal war! Himmel!

Ein Mal um das andere Mal scholl der unterm Lockende Eisenbahnpfeiff durch die Frühlingsluft zu ihm hinauf. Es war, als riese er ihn.

Da mit einem Mal erhelltie sich sein Geist zu einem breiten Grinsen. Eine kolossale Idee! wie ein Blitz in sein Gehirn.

XXII.

Augenblicklich setzte er sich in Trab die Treppe hinab, immer drei Stufen auf einmal nehmend. Im Sturmschritt sanfte er den Hügel hinunter, die Brücke, das Bahngleise hinüber und kam wie ein Wirbelwind in's Schlafzimmer hineingefahren, wo Frau Elisabeth einsam saß — auf daß ihr Mann sehe könne, wie einsam sie sei . . .

Er ließ sich neben ihr auf dem Sofa nieder und wußte nicht, wie anfangen.

„Wärst Du bei einem Spaz' dabei?“ fragte er endlich.

Sie blickte mit ihren großen, fragenden Augen auf.

„Ja oder nein, ja oder nein? Es ist wichtig, glaub' mir. Willst — willst nicht?“

"Will!" sagte sie.

Sie witterte ein kleines Diner auf Hasselbacken oder etwas in diesem Stil. Es war recht lange her, seit sie beide keinen Spaß gehabt.

"Ernstlich?" fragte er.

"Ganz ernstlich!" versicherte sie.

Herr Gott, da hatte sie ja den alten Schalk im Augenwinkel! Wer aber jetzt für nichts weiter als für einen Gedanken, ein Gefühl Raum hatte, das war Figge. Er war so seelenvergnügt ob seiner kapitalen Idee.

"Habe ich ein paar reine Hemden zu Hause? hast Du ein paar? Na, das kommt ja schließlich auf eins heraus. Aber ist Moos da? Zieh' die Kinder an, so schreib' ich einstweilen einen Brief."

Er fasst schon an ihrem Schreibtisch —, er selbst hatte natürlich keinen und brauchte keinen.

"Die Kinder sind fertig, sie sollen zur Großmama gehen."

"Das ist famos. Da können sie den Brief in die Tasche nehmen."

"Ja, an wen schreibst Du denn?"

"An Großmama, verstehst Du denn nicht?"

"Ich verstehe garnichts," protestierte Frau Elisabeth.

"Ah, also doch einmal!" meinte Figge.

"Was kannst Du Mama zu sagen haben?"

Das war wieder der Ton der Hausherrin, aber diesmal berührte er Figge garnicht. Er zeichnete eine Reihe feiner Buchstaben nach der anderen auf's Papier.

"Was schreibst Du nur?"

"Ich ersuche sie, die Beiden zu behalten. Seien Sie so freundlich! Haben Sie die Güte!"

"Wen soll sie so freundlich sein zu behalten?"

"Nanu, die Kinder."

"Bist Du verrückt?"

Ihre Augen wurden groß und rund, wie die einer Käse, wenn man ihr die Jungen nimmt.

(Fortsetzung folgt.)



Ans dem Jugendleben der Vögel.

Von Curt Grotewitz.

(Schluß.)

Mehrere Vögel zeigen eine große Anpassungsfähigkeit für ihre Jungen. Geradezu rührend und sprichwörtlich ist das Gebaren der Henne, wenn jemand ihren Küchlein zu nahe kommt. Das sonst so schüchterne Thier scheint Löwenmuth erlangt zu haben; es plustert sich auf und geht auf den noch so starken Feind los, um mit Hintanzetzung ihres Lebens ihn zu vertreiben oder zur Herausgabe ihres Jungen zu nötigen. Bei den wild lebenden Hühnern befürchtet auch der Hahn noch die Henne und die Küchlein, allerdings begnügt er sich gewöhnlich damit, zu warnen. Kommt ihm die Gefahr zu dicht auf den Hals, so ist er der erste, der Reizans nimmt. Auch der kleine Pirol, der besonders um Pfingsten seinen lieblichen Ruf erlöst und deshalb auch Pfingstvogel genannt wird, läuft mit verzweifeltem Muthe auf jeden herab, der sich den Jungen naht. Sein Benehmen dürfte freilich nicht auf jeden Gegner Eindruck machen, dagegen gelingt es dem Rächenvogel, der, in Nordamerika lebend, eine etwas größere Statur besitzt, durch sein mutloses Drapflosgehen auf den Feind, häufiger, diesen zu vertreiben. Schon weniger auffällig ist dasselbe Gebaren bei den Falken. Denn diese sind zum Theil recht große Thiere, und da sie ihr Nest ja meist noch auf sehr hohen Bäumen oder auf steilen Felsen anlegen, so ist ein Angriff ihrerseits sehr leicht von Erfolg gefrönt. Diese starken flugsicherer Thiere können natürlich selbst einem Menschen sehr gefährlich werden, wenn er esagt, den Baum hinaufzuklettern oder den Felsen zu ersteigen, auf dem die Thiere ihren Horst haben. Die Jungen besitzen an ihren Eltern starke Vertheidiger, und wenn es nicht einem Feinde gelingt, während der Abwesenheit der Alten heranzuschleichen, kann er nicht hoffen, sein Ziel zu erreichen. Die Jungen einiger Vogelgruppen, so z. B. die

der Hühner, entschlüpfen gleich in so entwickeltem Zustande dem Ei, daß sie den Eltern sofort überall hin folgen können. Sie zu füttern ist natürlich leichter als jene Jungen mit Nahrung zu versorgen, die wochenlang im Nest hocken. Aber immerhin macht sich jeder Vogel sehr viel Mühe um die Fütterung seiner Sprößlinge. Und diese haben fast stets Hunger. Der Vogel hat ja überhaupt bei seiner Beweglichkeit einen unersättlichen Appetit, sein Stoffwechsel ist sehr rege, und auch die Jungen, die im Allgemeinen ziemlich schnell heranwachsen, geben darin den Alten nichts nach. Da gilt es für die Eltern, eine Unmenge von Nahrung herbeizuschaffen. Die Vögel, die ihre früh entwickelten Jungen sofort mit sich auf die Flur oder auf das Wasser herausnehmen, ersparen sich wenigstens den Weg vom Nest weg und zu ihm zurück. Aber sie müssen doch durch ewiges Scharren, Suchen oder Tauchen nach Nahrung für die Kinderschaar sorgen. Die Vögel, deren Jungen lange im Nest bleiben, finden natürlich nur selten ganz in der Nähe des letzteren hinreichendes Futter. Meist müssen sie weite Streifzüge unternehmen, ehe sie eine Beute erlangt haben. Die Schwäbchen müssen unruhig in der Luft umherfliegen, um Mücken zu fangen, Störche müssen wohl stundenweit bis zu der nächsten Wiese oder dem nächsten See eilen, um dort Frösche oder eine Schlange zu holen, Raubvögel haben oft noch länger zu thun, ehe sie eines Vogels oder einer Maus habhaft werden, womit sie den Appetit ihrer Jungen stillen können. Die Jungen verstehen nicht gleich, zu fressen.

Die Nesthocker werden in der ersten Zeit von den Eltern geäst, und sie haben schon den Instinkt, den Schnabel mächtig aufzusperren, sobald sie die Ankunft der Eltern merken. Zu der ersten Zeit sind sie ja gewöhnlich sehr hilflos und blind, man möchte sagen, sie bestehen nur aus einem Magen und einem riesigen Schnabel, und grüßt man in solch' ein Nest mit jungen Thieren, so sieht man eigentlich nichts als weit geöffnete Schlände. Die Alten besorgen auch die Verdauungsmachung der Speise. Zu ihrem Kropfe wird die letztere gehörig eingespeicht, mitunter holt nur der Vater Speise herbei, während die Mutter noch die Jungen behütet. In diesem Falle gelangt die Nahrung aus dem Kropfe des Vaters in den der Mutter und erst von hier in den Schnabel der Jungen. So wird gerade in der ersten Lebenszeit des Vogels die Nahrung ihm sehr mindgerecht gemacht. In dem Grade aber, wie er an Alter zunimmt, wird ihm auch die Speise immer weniger vorbereitet gegeben. Die Jungen von Raubvögeln erhalten zuletzt lebende Thiere vorgesetzt, die sie in gewissermaßen rohem Zustande hinabwürgen müssen. Bei den Vögeln, die ihre Eltern sofort begleiten, müssen diese ihren Jungen erst Anleitung im Verzehren der Nahrung geben. Die Hühner locken, wenn sie ein Korn oder ein Würmchen gefunden haben, ihre Jungen zu der Speise heran, pochen mit dem Schnabel auf die Erde, heben auch das Objekt auf und werfen es wieder hin. Und solch' einen in Bewegung befindlichen Gegenstand erkennen die Kleinen viel leichter als einen ruhenden. Ist das Nahrungsstück zu groß, so theilt es die Henne in kleine Stücke, so daß es die Küchlein besser aufnehmen können. Auch bei anderen Vögeln reicht nur die Mutter den Sprößlingen Speise dar, der männliche Sperber z. B., der neben seinem Ehegeisponz zwar die Kleinen sehr eifrig mit Nahrung versorgt, vermag ihnen diese doch nicht mindgerecht zu zerlegen. Wird das Weibchen getötet, so müssen daher die Jungen verhungern, der Vater mag ihnen noch so viel Speise zutragen. Die Fütterung wird von vielen Vogeltern selbst dann noch fortgesetzt, wenn die Jungen schon flügge geworden sind und das Nest verlassen haben. Die jungen Thiere bleiben ja dann gewöhnlich noch einige Tage zusammen, aber sie sitzen doch meist auf verschiedenen Zweigen desselben Baumes oder desselben Gebüsches. Als dann fliegen die Eltern in gewisser Regelmäßigkeit von einem Kinde zum anderen, um ihm die Nahrung zuzutragen. Dabei machen die Jungen, sobald die Alten in Sicht kommen, gewöhnlich einen

Hölzenträum, verstummen aber sofort, wenn ihre Erzeuger wieder verschwunden sind. Manchen Vögeln mag die Fütterung ihrer Jungen schon schwer werden. Lenz berechnet, daß die Staare Vormittags in der Regel alle drei Minuten, Nachmittags alle fünf Minuten Nahrung zu ihren Jungen tragen und daß dazu für den Vormittag 140 fette Schnecken, für den Nachmittag deren 84 oder eine entsprechende Nahrungsmenge an Insekten gehörten. Dabei ist die Ernährung der Alten selbst noch garnicht dazu gerechnet. Die Hornkügel, die die merkwürdige Gewohnheit haben, ihre Weibchen mitamt den Jungen in zugemauerten Nestschalen förmlich gefangen zu halten, damit die Alte ja die Jungen gehörig wärmt und beschützt, müssen sich im Nahrungserwerb förmlich verzehren. Wenn die Jungen flügge sind, hat sich ihr Vater bis zum Skelett abgearbeitet.

Die jungen Thiere werden von ihren Eltern in der Regel zärtlich geliebt. Viele Vögel lassen sich allerdings durch den Menschen oder sonstige Feinde von ihren Jungen verstoßen; andere halten mit äußerster Zöbigkeit an diesen fest. Wenn Raben vom Nest weggetrieben werden, so halten sie sich doch immer noch in dessen Nähe auf. Sie verrathen aber dann durch ihr Gebaren, durch Klageläute und unruhige Bewegungen ihre Aufheilnahme an dem Schicksale der Kinder. Es soll vorkommen sein, daß Raben, die immer wieder von ihrem Horste verjagt wurden, so daß sie nicht mehr wagten, an ihre Jungen heranzukommen, diesen doch aus der Lust Nahrung zuwurzen. Mit großer Zöbigkeit hängen auch die Krähen an ihren Nestschalen und deren Jungen — allerdings spielt wohl dabei eine große Sehhaftigkeit eine Rolle. Brehm erzählt davon eine anfängliche, aber doch im Grunde rührende Geschichte. „Mit Vergnügen erinnere ich mich“, sagt er, der Lustrengung, die der Rath der guten Stadt Leipzig machte, um sich der Saatkrähen, welche sich auf den hohen Pappeln der Promenade angesiedelt hatten, zu entledigen. Zuerst wurde die bewehrte Mannschaft aufgeboten, hierauf sogar die Scharfschützen in Bewegung gesetzt: nichts wollte fruchten. Da griff man, wie es schien, in Verzweiflung, zu dem letzten Mittel: man zog die blutrote Fahne des Kunstrüdes auf. Bisherlich wahr: rothe Fahnen flatterten unmittelbar neben und unter den Nestschalen lustig im Winde, zum Grauen und Entsetzen aller friedliebenden Bürger. Aber die Krähen ließen sich durch das verdächtige Kloß nicht vertreiben. Erst als man ihnen ebenso hartnäckig ihre Nester immer und immer wieder zerstörte, verließen sie den Ort.“

Die Jungen werden auch von den Eltern nach Möglichkeit reingehalten. So trägt der Steinadler täglich die beschmutzten Lärchezweige aus dem Nest und holt frische herbei. Eine besondere Fürsorge befindet die Haubenschwalbe dadurch für ihre bereits flügge gewordenen und ausgeslogenen Kinder, daß sie diese jeden Abend in das Nest zurückführt und etwas später wenigstens noch für ihre Unterkunft im Freien während der Nacht Sorge trägt.

Die Jungen der Vögel sind meist recht lebhafte Thiere. Sie machen zwar nicht alle den Höllenlärm, wie die jungen Saatkrähen, die im Verein mit den Alten durch ihr ununterbrochenes häßliches Geschrei die Nachbarschaft einer Krähenkolonie zu einer großen Marter für den Menschen machen. Aber unruhig verhalten sich viele Jungs, zumal wenn die Alten mit Futter auftreten. Jeder möchte natürlich zuerst den Bissen erhalten. Die Lautesten und Frechsten kommen auch wirklich, wie überall in der Welt, am besten durch. Wer den Hals am weitesten verrenkt, der wird zuerst gefüttert. Die Jungen mancher Vögel benehmen sich recht als martiale Kinder. So sind die Sprößlinge des Heidschwalbes, der in Südamerika in Höhlen ein nächtliches Dasein führt, sehr leicht zu erregen. Sie gerathen dann in Wuth und fassen über einander her. In blinder Leidenschaft erfassen sie mit dem Schnabel irgend einen Gegenstand und lassen ihn nicht wieder los, und wenn nichts da ist, an dem sie ihre Wuth ausläsen können, so verbeißen sie sich wohl gar in ihre eigenen Füße und Flügel. Die Jungen des Krenzschwanzes, die sich ihre Nahrung

erst sehr spät selber suchen können, da ihr Schnabel erst lange nach dem Ausfliegen die geeignete Form erhält, belagern förmlich ihre Alten und schreien ihnen die Ohren voll. Sie folgen ihnen überall nach und betteln manchmal um Nahrung. Wenn ihnen die Alten einen Augenblick aus dem Gesichtskreis verschwinden, so legen sie sich auf's Boden oder schreien gar ängstlich, als ob sie angegriffen würden und lassen so den Alten nirgends Ruhe. Die Eltern des Kreuzschnabels sind allerdings auch sehr zärtlich, denn sie verlassen ihre Kinder selbst dann noch nicht gleich, wenn diese bereits im Staube sind, mit ihrem Schnabel den Nadelholzbaum aus den Zapfen herauszuzaubern.

Von sehr böser Gemüthsart sind die jungen Habichte. In ihrem tierästlichen Appetit, in der Woldlust, womit sie über die von den Eltern herbeigeführte Beute herfallen, machen sich die stärkeren Geschwister bisweilen über die schwächeren her und freßen sie auf. Viel harmloser sind die Balgereien der jungen Mehlschwalben untereinander. Wenn diese ausgeflogen sind, so kehren sie doch noch Abends mit den Eltern zum Nest zurück, um hier zu übernachten. Nun werden aber natürlich die Jungen täglich größer, und da ist denn für die Familie das Heim ein wenig eng geworden. Da gibt es nun ein Drängen und Stoßen, ein langes Ferren und Falzen, ehe Ruhe eintritt. Mittunter kommt es auch vor, daß sich dann Abends ein Junges in ein fremdes Nest verirrt, denn die Mehlschwalben bauen ja häufig ihre Nester dicht nebeneinander. Dann wird der Streit heftiger, und ohne eine furchterliche Kämpferei geht es dann selten ab, bis der fremde Eindringling, der aber in seinem vollen Rechte zu sein glaubt, aus der Thür des Hauses hinausgeworfen wird. Insum düft uns besonders das Benehmen des Sturms. Er schnappt den rechtmäßigen Kindern seiner Pflegeeltern die Nahrung vor dem Munde weg. Ewig hungrig, drängt er seine schwachen Erzieher zu eifriger Nahrungssuche, dabei wächst er schnell in die Höhe und Breite, so daß er das ganze Nest sehr bald ausfüllt. Sind seine Neffen nicht schon durch Hunger umgekommen, so wirft er diese gar aus dem Nest heraus. Durch sein selbstherliches Benehmen quält er auch, nachdem er ausgeflogen ist, seine Eltern gar sehr, er achtet natürlich nicht auf ihre Führung, so daß sie ihm in einemfort nachlaufen müssen.

Die Vögel wachsen im Nest gewöhnlich in zwei, drei Wochen zu leidlichen Fliegern heran. Die jungen Leierschwänze verlassen freilich das Nest erst nach acht bis zehn Wochen und die Schreiere verweilen sogar ein halbes Jahr im Horste. Die Nestflüchter freilich können schon nach ein paar Stunden ihren Eltern folgen. Bei ihnen geht die schnelle Entwicklung zunächst überhaupt sehr schnell. Junge Fühnerdgel verlassen sich sehr gewandt auf dem Erdboden, wenn ihre Eltern eine Gefahr bemerken und ihre Warnungsrufe ausstoßen. Auch die Jungen des Wiesenspiers verlassen das Nest bereits, ehe sie ihre Flügel richtig gebrauchen können. Sie wissen sich aber bei herannahender Gefahr sehr gut zwischen den Blättern, selbst wenn diese recht klein sind, zu versieden, so daß sie nicht leicht entdeckt werden. Den Vögeln, die im Innern von Bäumen oder Höhlen aufzuwachsen, scheint mittunter die Zeit etwas lang zu werden. Junge Spechte fliegen an den Innenausbauungen der Höhlung hinauf und sehen sich durch das Einflugloch die Welt an, in die sie einst hineinzugehen werden. Auch die jungen Dohlen verlassen häufig ihr Nest und den Innernraum ihrer Höhle und lassen sich vor dieser hin, gleich als wollten sie, wie die Dorfbewohner am Sonntag, von der Schwelle ihres Hemms aus die Vorsänge drinnen bestaunen. Anziehend ist das Geboren der Jungen und überhaupt das Familielben beim Sumpfenteucher und beim Storch. Die jungen Habentucher prüfen, wenn sie von dem langen Schwimmen erschöpft sind, der Alten um das Nest und lassen sich von ihr gewöhnlich eine Stütze weit tragen. Die Alte kommt dann nach einer Zeit wieder, und so kommen die Jungen wieder mühsam auf die Wasserfläche. Die jungen

Störche stellen sich bald im Neste auf, sehen nach dem Vater oder der Mutter aus, wenn diese auf der Nahrungs suche sind, und wenn sie die Ankommenden wahrnehmen, dann werden sie unruhig und suchen schon mit dem Schnabel zu klappern. Wenn die jungen Störche ihre Flügel einigermaßen gebrauchen können, so fliegen sie auf den Rand des Nestes, später auf das Dach und schließlich unternehmen sie kurze Ausflüge. Aber die Alten führen sie noch lange Zeit und gehen ihnen überall mit gutem Beispiel voran.

Die Jungen vieler Vögel erhalten eine regelmäßige Erziehung durch ihre Eltern. Diese besteht nicht nur in der Führung und Beaufsichtigung durch die Alten, sondern in vielen Fällen in einem sorgfältigen Unterricht. Auch der oben erwähnte Haubentaucher bemüht sich, seinen Sprößlingen Verständnis für ihr Gewerbe beizubringen. Anfangs legt er ihnen ihre Speise auf dem Wasser vor, später hält er sie ihnen zwar auf dem Wasser hin, wenn die Kleinen aber zugreifen wollen, zieht er den Bissen weg. Das thut er mehrere Male, und schließlich taucht er mit ihm unter, so daß die Sprößlinge darauf geführt werden, die Beute in der Tiefe zu suchen. Auch die jungen Kreuzschnäbel, deren unartiges Wesen wir bereits kennen gelernt haben, erhalten von ihren Eltern einen Unterricht. Diese legen ihnen zunächst Nadelbaumzapfen vor, die bereits halb geöffnet sind, so daß die jungen Thiere nur noch die Schuppen aufzubrechen brauchen und wenigstens die Herkunft ihrer Nahrung erfahren. In ähnlicher Weise führen die Kleiber und die Meisen ihre Jungen in die Schwierigkeiten ihres Handwerkes ein.

Den sorgfältigsten Unterricht ertheilen aber die Raubvögel ihren Jungen. Diese Thiere, die sich durch das gewandteste Fliegen auszeichnen, die ihr Opfer in blitzschnellem Stoße in der Lust erbitten müssen, können nur durch lange Übung ihr schwieriges Handwerk erlernen. Zu den Übungen angeregt und bei ihnen geleitet aber werden sie durch die Eltern. Wenn die Jungen noch nicht erstarzt sind, so mögen diese natürlich noch nicht recht an die Flugkünste heran. Die Baumfalken fliegen in diesem Hause an ihre auf einem Baumaste hockenden Sprößlinge heran, stoßen einen von ihnen vom Ast herunter, so daß sich das junge Thier plötzlich in der Lust befindet und nun zum Gebrauch seiner Flügel gezwungen wird. Die Alte macht dabei schöne Schwenkungen in der Nähe des Jungen, so daß dieses ein gutes Beispiel vor Augen hat. Dann kommt das nächste Jungs an die Reihe, und dasselbe Spiel geht von Neuem los. Nach und nach, wenn die Jungen schon etwas besser fliegen können, werden sie dennoch stets von den Eltern begleitet, die ihnen ihre Flugkünste zur Nachahmung vormachen. So liegt auch der Baumfalken mit seinen Jungen unter lockendem Geckrei vom Horste hinweg. Zur Anfang geht der Flug langsam und grade dahin, aber von Tag zu Tag wird das Tempo schneller, die Alten führen Schwenkungen aus, und die Jungen folgen den Alten und machen ihnen so, wenn zunächst auch recht unbeholfen, alle Kunststücke nach. Eigenthümlich ist die Art, wie die Jungen zum Fangen ihrer Beute angeleitet werden. Der Alte fliegt hoch über die junge Schaar empor und läßt aus der Höhe ein Beutestück fallen. Die jungen Baumfalken suchen es zu erhaschen und derjenige, der es fängt, kann es auch verzehren. Ist aber eines der Jungen so geschickt, die fallende Beute zu erhaschen, so wird diese von der Alten aufgefangen, die unter der jungen Schaar dahingeflogen ist. Nun fliegt die Mutter in die Höhe, und das Spiel beginnt von Neuem. So dauert der Unterricht zwei oder gar drei Wochen lang fort, bis die Jungen vollständig in ihr Gewerbe eingeweiht sind.

So tritt denn mit fortschreitendem Alter der Kraft des Tages auch an die Jungen heran. Im Allgemeinen wird man den Eindruck gewinnen, daß das Leben des jungen Vogels in der mit erstaunlich sorgfältigsten Weise beschäftigt wird. Es wird dem jungen Thiere Alles bequem und leicht gemacht, und es ist in jeder Beziehung vor Gefahren sichergestellt. Es wird von zärtlichen Eltern

liebevoll gepflegt, es wird von ihnen geführt unterrichtet. Der Vogel ist eben ein hochentwickeltes Wesen, das den Säugthieren an geistiger Entwicklung kaum etwas nachgibt, darum hat auch im Jugendleben bereits einen reichen und interessanten Inhalt. —

Die schädlichen Wirkungen der geistigen Getränke.

Von Dr. med. Rothbart.

(Fortsetzung.)

Das Gefäßsystem stellt kein starrwandiges Rohr dar, sondern in den Wandungen der Adern sind kleine Muskeln angebracht, welche den Querschnitt der Gefäße verengen und erweitern können, d. h. es können sich die Blutadern bis einem gewissen Grade ausdehnen und zusammenziehen. Der Alkohol hat nun, auch in seinen kleinsten Mengen, die Wirkung auf die Blutgefäße, daß sie sich erweitern. Unmittelbar nach der Aufnahme eines Quantums Alkohol, also z. B. nach einem Schnaps, einem Glase Bier, zeigt sich deutlich eine Erweiterung der kleinsten Gefäße des Körpers umfangs, welche sich durch Röthung der Partien, besonders des Gesichtes, und erhöhte Wärmegefühl äußert. Dieses erhöhte Wärmegefühl zeigt sich zuerst im Magen, so daß wir rückschließen können, daß die Magengefäße sich auf den Alkoholreiz zuerst erweitern. Durch die Erweiterung der zahlreichen kleinsten Blutadern, Haargefäße genannt, muß der Gesamtquerschnitt des Gefäßsystems naturgemäß ein größerer werden. Je größer nun der Querschnitt einer Flüssigkeitssäule wird, um so größere Kraft gehört dazu, um dieselbe eine gleichmäßige Weite fortzubewegen — ein einfaches physikalisches Gesetz, das jeder durch Aufsetzen eines engeren oder weiteren Ausflußrohres auf einen Springbrunnen studiren kann. Bei einem engeren Röhr wird der Wasserstrahl höher springen, als bei einem weiteren.

Die Kraft zur Fortbewegung der Blutsäule in unserem Körper wird zum überwiegenden Theile unmittelbar vom Herzmuskel geliefert, der nach den Untersuchungen von Buns zu seiner Ernährung bis 10 p. 100 sämtlicher dem Organismus zugeführten Nahrungsmittel beansprucht.

Der Herzmuskel ist nun in der Lage, sich sehr bedeutenden Mehrleistungen, die von ihm vorübergehend verlangt werden, anzupassen, und wenn er darauf einige Zeit zur Erholung hat, haben solche Überanstrengungen weiter keinen üblichen Einfluß. Wenn aber, wie dies beim chronischen Alkoholgebrauch, also beim täglichen Gebrauch von kleinen für unschädlich geltenden Mengen von geistigen Getränken, eintritt, an das Herz fortdauernd erhöhte Ansprüche gestellt werden, um die über das gewohnte Maß erweiterte Blutsäule fortzubewegen, während gleichzeitig die Magenschleimhaut durch den fortgesetzten Reiz nach und nach in immer höherem Grade katarrhalischer Entzündung versetzt wird, und sie zur Aufnahme und Verarbeitung der dem Körper nothwendigen Ernährstoffe in Gestalt der Nahrungsmitte immer unfähiger erweist, so müssen wir mit Nothwendigkeit erwarten, daß die Störung in den Haushalt des Körpers, nämlich die vermehrte Ausgabe des Herzens an Arbeit und die gleichzeitige verringerte Einnahme an Kraftquellen (durch die vorhandene Appetitlosigkeit und erschwerte Nahrungsauhnahme infolge der alkoholischen Magenkataarrhose) nach und nach zu einem Zustand führen müssen, der den Zusammenbruch des Individuums zur Folge haben wird.

Durch kleine tägliche Alkoholmengen werden auch die Gefäßwandungen direkt stark gemacht infolge einer Entartungsvorgänge, welchen wir bei der chronischen Entzündung der Blutgefäße kennen gelernt haben. Die Fortbewegung des Blutes in unserem Körper, die sogenannte Blutzirkulation, geschieht nicht nur durch die Triebkraft des Herzens, sondern auch durch die Mithilfe der Gefäße selbst. In den Wandungen

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt.“

Nr. 44

Für den Annoncenheft der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro 5gepaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum Mk. 1,25.

1902



Remontoir-Uhren, garantiert gute Werk, 6 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichstempel, echte Goldräder, Emaille-Zifferblatt, Mk. 10,50. Die selbe mit 2 echt übernen Kapselfn, 10 Rubis Mk. 13. Schlechte Ware führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher 2jährige christliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Posteingang, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren. Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Kleine und wirklich billige Bezugssquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Bildschön!

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut u. blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt:

Radebeuler Lilienmilch - Seife von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden. Schutzmarke: Steckenpferd.

Briefmarken-Preisliste mit ca. 30000 Preisen gratis. Aufauf und Verkauf von Sammlungen u. Einzelmarken. Philipp Kosack Berlin C, Burgstr. 8, am Königl. Schloß.

Billigste Bezugssquelle für Gigarren

100 Stück
3 A-Cig. 2,- 2,20, 2,80, 2,40 Mk.
4,- 2,60, 2,80, 2,90, 3,-
5,- 3,20, 3,40, 3,60, 3,80
6,- 4,20, 4,50, 4,60, 4,80
8,- 5,20, 5,40, 5,60, 5,80
10,- 6,- 6,50, 7,- 7,50
Wurklisten von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedene Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, stehen zu Diensten. Carl Streubel, Dresden-A. Weißerstraße 13/14. Lasse sich jeder Interessent den neuesten illustriert. Preis-Courant franco zufinden.

Kaffee-Abschlag nur in Holland!

Holländ. Compagnie für Java-Kaffee-Export Maastricht 303 (Holland) versendet Postkollen von 10 Pfund echten, garantiert feinsten, frisch gebrannten Holländ. Java-Kaffee geg. Nachnahme von Mk. 9 verzollt franko in's Haus. NB. In Deutschland ist der Ladenpreis für gleiche Qualität mindestens Mk. 1,40 pro Pfund!

Jeder, dem das Wohl seiner Nächsten am Herzen liegt, lese das Buch:

Ursachen der Familienlasten, Nahrungssorgen etc.

50. Aufl., 208 Seiten stark. Preis 50 A. Porto 20 A. extra, auch Marken. J. Zaruba & Co., Verlag, Hamburg.

Sanatogen für die NERVEN.

Broschüre auf Wunsch gratis und franko von Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Bitte zu beachten!
Goldene Medaille Paris 1885. Prämiert Münster 1894. Dankschreiben des Fürsten Bismarck an den Erfinder. Das älteste und beste Hausmittel gegen alle Magenbeschwerden, Magenschwäche, Appetitlosigkeit, Hartriegeligkeit, Thymus ic. ist und bleibt der seit vielen Jahren bekannte, magenstärkende, appetiterregende ic., durch 10 Arzte und 6 Gutachten von Gerichts-Chemikern empfohlene

A. Hellmich's Lebens-Bitter
mit der Schutzmarke:
Portrait des Erfinders im Namen des Reichs wegen.
Allein echt nach dem Original-Modell des verstorbenen Erfinders A. Hellmich angefertigt und verändert auf A. 1,25 die Flasche ohne Porto, 3-4 Flaschen a. 1,25 franko, 10 Flaschen für A. 10 bei Fronto-Zuführung vom Fabrikanten Ferd. Böhle in Dortmund (Westfalen). Drucksachen in französischer und englischer Sprache. Broschüre gratis. Tausende von Anerkennungsschreiben. — Vertreter gesucht.

Vollständig kostenfrei: Firma Rudolf Büchner's Gartenbau-Bibliothek.

zu erwerben, bietet sich die Gelegenheit, indem jeder Samen- oder Pflanzenbestellung von 5 Mark ab 1 Band nach Wahl gratis beigelegt wird. Band I: „Der Gemüsegarten“. Im Druck Band II: „Der Blumengarten“. Jeder Band elegant gebunden mit zahlreichen Abbildungen. Hauptkatalog zur Bestellung wird den Rezipienten, um deren Adresse schon jetzt gebeten wird, Anfang Januar kostenfrei zugesandt.

Firma Rudolf Büchner, Samen- und Pflanzenhandlung, Erfurt.

Eine geschenkte Pfeife

erhält man nicht alle Tage, darum bestellen Sie gleich 3 Stück von nebenstehenden Pfeifen, wir geben dann eine schöne Mütze oder einen anderen nützlichen Gegenstand gratis.

Bei Aufträgen von 15 Mk. an geben wir ein

lebensgroßes (44x54 cm)

Portrait umsonst

und bitten dann um Einführung einer Photographie.



Direkt von der Fabrik! Komet-Fahrräder

seit 1886 rühmlich bekannt, schon von Mk. 78 an und Garantie. Illustr. Cataloge gratis franco. Kometwerke, Act.-Ges., Dresden, Fabrik von Fahrrädern u. Zubehörteilen mit Versand an Private.

Aufruf!

Seinen Schnurrbart!

muss Mancher sagen und schon Vieles angewandt; ich bitte Sie, versuchen Sie zum letzten Male noch mein Bartwuchsmittel „Colossal“ zu 4 Mk. Haben Sie kein Vertrauen, dann überlässe ich Ihnen eine kleine Probe franco, damit Sie sich von der Wirkung überzeugen können; in diesem Falle bitte mir für Unkosten 60 Pf. mit einzuzahlen.

Paul Koch, Haarspezialist. Gelsenkirchen Nr. 180

Wer an Stahlverstopfung, Gonorrhoe oder an den Folgen der Luessilberfur leidet, der lese meine naturheilkundigen Schriften. Preis jeder einzelnen Schrift A. 1, Porto 5 A. verschlossen 20 A. mehr. A. Reinert, Ried, Jägersberg 22.

Nürnberger Ochsenmaulsalat

versendet in feinster, unübertriffter Qualität, das 10 Pfund-Postfass zu A. 3,50 franko gegen Nachnahme

Carl Wilh. Schöner, Nürnberg.

Meine verbesserte Kühl- und Trockenrauch-Pfeife

(D. R. G. M. patentamtlich eingetragen), mit Speichelhängern, Rohre u. Nikotinfang. In Abgusse, bleibt bei ganz geringer Aufmerksamkeit, fast trock. u. rein, ist spielerisch leicht, ohne den Kopf abzunehmen, zu reinigen.

Unreinlichkeiten nicht in Berührung. Wird von Rauchern s. gelobt u. viel nachbestellt. Kurze Pfeife, ca 27cm lang, aus echtem unverbranntem Bruyéreholz, echtem Weichselrohr. Prima Kernspitze (wird auf Wunsch auch m. flach, breiter od. m. dünner Offiziersspitze gefertigt), alle Theile weit gehobt, in nur von mir geliefert. eleganter durabler Ausstattung, Kopf (hält viel Tabak) geschnitten pr. Stück A. 3,25, nicht geschnitten A. 3, bei vorheriger Cassette frei.

C. H. Schroeder, Pfeifefabrik, Erfurt, No. 31.



WER REIZENDE NEUHEITEN

von hochfeinen Schmuckstücken gut u. billig kaufen will, verlange gratis und portofr. unser reich illustriert. Preisbuch m. über 2000 Abbildungen. Gebr. Loesch, Leipzig 43.

Musikwerke o. Grammophone o. Phonographen o. Photogr. Apparate sowie alle Zubehörteile. CARL GEYER AACHEN.

Weltberühmte, haltbare, hochelegante Kleider-Sammelteile gerippt, glatt und gemustert. Hügerröcke, zu Knabenanzug. Reneste haltbare, entzückende Blusen-Sammelteile. Gemusterte Watch-Sammelteile. Gegr. 1857. Sammelmuseum Louis Schmidt, Hannover-C.

Paris 1900 Sicherster Erfolg! London 1900 gold. Med.

garantiert, giftfrei sofort wirkende waschrechte Haar-Farbe

„Oha“ aus haarräk. Pflanzenstoffen; Carton, enthält. 3 Fl. für ca. 1 Jahr ausreichend, A. 3,50. Bart- und Frisir-Cream aus haarräk. Pflanzenstoffen, beförd. überrasch. d.

Bartwuchs, façonnirt zugleich Bart- und Kopfhaar. Nur echt aus der chemischen Fabrik zu Dresden-Blasewitz

Dr. v. Werlhof & Feige.

Paulus & Kruse

Markneukirchen No. 176.

Jadellost gar. Instrumente

Reisserst billige Preise



Beim Einkauf von Geschenken entsteht immer die schwierige Frage: "Wo kann ich für wohlseiles Geld etwas Gediegenes bekommen?" Wenn man sich aber den reichhaltigen Katalog der Firma Eug. Kärocker in Linden im Bodensee gratis kommen lässt, so wird sich die Frage rasch beantworten, denn Federmann wird für seine Zwecke das Passendste darin finden. Für den Bezug von Schmuckgegenständen und Uhren, die ja stets Vertrauensartikel bleiben, kann diese Firma überdies auf's Wärmste empfohlen werden, denn sie hat sich hierin seit Langem einen guten Ruf erworben.

Die geschätzten Leser bitten wir, bei Anfragen, Bestellungen von Preislisten und bei Aufträgen stets auf die „Neue Welt“ Bezug nehmen zu wollen.

„Neue Welt“, Abth. f. Anzeigen.

Zigarren
aus Konkursmassen.
Sumatra 4 & Big. 100 St. M. 2,50
" " 5 " 100 " 3,50
" " 6 " 100 " 3,80
" " 7 1/2 " 100 " 4,80
" " 8 " 100 " 5,50
Merito mit
Havana 10 " 100 " 6,30
Import 20-50 " 100 " 10-25
Von 300 Stück ab portofrei.
Zigarren - Partie - Haush und
Verandegeschäft
F. M. Harlander,
Berlin-Rixdorf 21, Knaackstr. 150.

Die weltberühmten preisgekrönten
Wiener Zieh-Harmonikas
erzeugt
Joh. N. Trimmel
WIEN VII/3, Kaiserstrasse 74.
Von verlängre Blätterblatt gratis.

Reiner, guter Wein
Rheinwein v. 60 J. an per Liter,
Weißwein v. 70 J. im Flasche
Rotwein v. 90 J. v. 25 Liter ob
und Sektkont. in Flaschen ob 70 J.
85 J. und 1 J.
Peter Köth, Mainz,
Leitungsherr i Guersheim (Rheinhess.)
Preissätze auf Wunsch.

Kunst Musikinstrumente
v. d. Fabr. Hermann Dölling jr.
Marktkirchhof L. S. No. 434
Katalog gratis und franko.

Für Hand- und
Schmiede
Musikinstrumente
alle vorstellb. Sorten,
empf. preisw., auch o. Preis. Nachr. gratis.
PAUL LÖDE, Bielefeld i. Th. G.

Magerkeit
Schön, volle Körperperipherie durch innere
Oriental-Kräfteplus, preisgekrönt,
goldene Medaille Paris 1900. Hygiene-
Ausstellung und goldene Medaille Hambur
1901; in 5-8 Wochen bis zu Stund
Zähneputzen, gewünscht unbedingt. Ertrag
rest - kein Schwund. Siehe Sonder-
heft. Paris. J. 2. Bezeichnung e. Stomatologie mit Gebrauchs-
anwendung. Hygienisches Säugling
D. Franz Steiner & Co.
Sedan 170, Königgrätzerstraße 72.

Süßstrahl-Cafelbutter
frisch frisch. Preis v. 25 Pf. jenes Straß
nach J. 2 jeder C. Joritzki,
Kammerh. Regierung (Oberspreewald).

Viel Geld mit die Sterblichkeit
vergessen. Wer noch
keinen erworben will, kann jetzt Suppen-
schneller von eingetragenen Sorten
erwerben. Preise J. 1,10 mindest.
Sorte für diesen Herbst bestellt.
Bergmann's Proprietät, Weimar W.

Saal-Pflaumen,
a. Seiden J. 1.
Ja. halbare

Winter-Cafel-Apfel,
bestens geschnitten (junge Sort.) a. Seiden
J. 1,2 (auch diese von 100 Pf. ab), empfohlen
August Salzmann, Eltern,
Seidenwaren ein gro.

Arbeitern jeder Branche
Perfekt bei jeder Fleisch-Beratung. Preis
a. Verschiff gegen Bezahlung von 50 Pf.
zu Wurst. Nicht zu verlangen.
Hausfrau-Ersatz i. S. Sebastian Thiel.

Gute
Schokoladen-Schokolade,
3 Goldstück, m. v. Gold-
rand M. 7, ferner mit
Steine. In Werk, dopp.
Goldrand. M. 12, m.
Goldschokolade Gold-
zucker, Vierzig Choco-
schokolade. Für jed. Choco-
schokolade Gar. Praktiker
v. der Gold- und Gold-
schokolade. Preis 25 Pf.
Von 100 Stück ab portofrei.
W. Davidowitz,
Königswortherstr. 113
Von 100 Stück ab portofrei.

12 fein vernickelte
Stahlheftgabeln und 12
fein vernickelte Stahlheft-
messer pro Dutz. Paar

5 Mark.

Klinge und
Heft aus einem
Stück
geschniedet.
Unver-
wüstlich.

Hauptkatalog, ca. 2000 Abbildungen, mit vielen Neuheiten
versenden umsonst und portofrei.

Billige Essbestecke für jeden Haushalt.

1/2 nat. Grösse.



1/2 nat. Grösse.

Spätherbstabend. Nach einem Gemälde von August Fink.



befinden sich ja, wie wir gesehen haben, kleine Muskeln. Durch die rhythmische Zusammenziehung derselben wird, wie man sich leicht vorstellen kann, das Fortbewegen der Blutsäule erleichtert. Da aber diese Hülfe infolge der Erkrankung der Gefäßwand immer geringer wird, kann es schon allein durch diese Veränderungen im Gefäßsystem zu ernsten Störungen kommen.

Weiter wird durch den täglichen Genuss geringer Alkoholdosen auch die Fähigkeit der Nieren vermindert, Gift- und Krankheitsstoffe aus dem Körper auszuwerfen — sie verlieren also gewissermaßen ihre ursprüngliche Bedeutung als Entgiftungsorgane —, ebenso wie die desinfizierende Kraft des Blutes und des Magensaftes Bazillen gegenüber vermindert wird. Wie man weiß, wird eine große Reihe von Krankheiten durch Bazillen, kleinste, pilzartige Lebewesen, hervorgerufen. Zur Abwehr dieser Eindringlinge besitzt der Körper große Schutzmittel, welche hauptsächlich auf einer gesunden Blut- und Sätemischung beruhen. Letztere werden durch häufige kleine Alkoholmengen verschlechtert, und dadurch wird die betreffende Person weniger leicht in den Stand gesetzt, solche von befallenden Bazillenkrankheiten zu überwinden; auch wird die natürliche Widerstandskraft des Körpers gegen Sonnenlicht und elektrische Ströme herabgesetzt. Letzteres sei deshalb erwähnt, weil bei der zunehmenden Bedeutung der Elektrizität es häufig vorkommt, daß bei dem Legen derartiger Leitungen ein Arbeiter mit einem elektrisch geladenen Draht in Berührung kommt. Es hat sich dabei herausgestellt, daß ein nüchterner Arbeiter stärkere elektrische Schläge verträgt als ein Trinker.

Wir sehen hieraus, daß durch den täglichen mäßigen Genuss geistiger Getränke nicht jene schweren Organveränderungen, an Herz, Leber und Nieren natürlich, hervorgerufen werden, welche verhältnismäßig rasch zum Tode führen, sondern daß durch sie zwar langsam, aber sicher, am Gefäßsystem, am Herzen und an den Nieren der schwere Bau zerstört wird. So gehen Viele nicht an den eigentlichen Alkoholkrankheiten zu Grunde. Sehr oft sind es andere Krankheiten, denen sie erliegen und die nur deshalb mit dem Tode endigen, weil der Alkohol die Widerstandskraft gegen alle Krankheiten vermindert. Jede Verletzung, jede Bazillenkrankheit, auch die Tuberkulose, verläuft bei einem durch Alkohol geschwächten Organismus schwerer und gefährlicher, ebenso wie jede Operation und die dabei erforderliche Chloroformanwendung.

Wie oft sterben Männer in den fünfzig Jahren an einer Lungenerkrankung, an einer scheinbar ge-

ringfügigen Erfüllung, einem Schlaganfall und der gleichen, ohne daß eine greifbare Ursache für den schlimmen Ausgang offen zu Tage liegt. Scheinbar sind alle diese Leute gesund gewesen vorher, noch viel weniger waren sie „Trinker“, und doch haben sie indirekt dem Alkohol ihr vorzeitiges Ende zu verdanken.

Der Leser wird sich wundern, daß er bis jetzt mit schädlichen Eigenschaften vom Alkohol gehört hat. Im Volksmund wird doch so Manches von ihm gerührt: Man sagt, daß der Alkohol nähre. Das beruht auf einer Täuschung. Er kann nur das Hungergefühl betäuben, wie andere einschlafende Gifte, zum Beispiel Opium, das doch trotz dieser den Hunger betäubenden Wirkung Niemand ein Nahrungsmittel nennen wird. Unter Nahrungsmittel verstehen wir eine Substanz, welche im Stande ist, im Körper verbrauchte Stoffe zu ersetzen. Jede Arbeitsleistung bewirkt einen Stoffverlust im Körper. Der Körper gewinnt das Material zum Ersatz, zum Wiederaufbau des ihm Verlorengegangenen aus der Nahrung. Nach Alkoholzufuhr wird scheinbar auch dieser Verlust wieder ausgeglichen, was sich durch die augenscheinliche belebende Wirkung desselben zeigt, aber auf Kosten eines weiteren Stoffverlustes für den Körper. Der Ausgleich findet nicht statt durch Wiederaufbau des eben durch die Arbeitsleistung verloren gegangenen Körpermaterials, sondern dadurch werden dem Körper neue Spannkräfte zugeschafft, daß durch den Alkoholgenuss ein weiterer Theil seines Körpersstoffes ausgelöst und verbraucht wird. Der Arbeitsmann, welcher einen Schnaps genießt, verzehrt das Kapital seines Körpers, anstatt die Zinsen.

Vor dem Brauntwein hat das Bier noch einen kleinen Nährwert durch sein Malz. Der Nährwert eines Glases Bier ist nach Liebig, dem bedeutendsten Nahrungsmittel-Chemiker, dem einer Meisterstücke Mehl gleich zu setzen. Diese kostet den Bruchteil eines Pfennigs, so daß der also ein schlechter Fleischer ist, der seine Nahrungsmittel so teuer bezahlt, wie mit dem Preise des Bieres. Der Alkohol nährt also nicht, sondern lügt den Hunger nur auf kurze Zeit hinweg.

Auch hilft er nicht verdauen, wie Viele meinen, die auf eine schwere Speise einen Cognac genehmigen.

Alle Empfehlungen sind falsch, die heute noch allerlei Liqueure und Weine als appetitreibende und Magen- und Darmverdauung fördernde Mittel anpreisen. Die verdauende Kraft des Magensaftes wird durch Alkohol herabgesetzt, d. h. die Speisen verweilen länger im Magen, der Magen braucht längere Zeit, sie zu verflüssigen und auszumischen bei

gleichzeitiger Alkoholzufuhr, als ohne letztere. Professor Hueppe sagt: Für die Ernährung hat der Alkohol noch das Bedenkliche, daß selbst schon kleine Mengen die Ausnutzung der Nahrungsmittel entschieden herabsetzen. Infolge dieses Umstandes ernähren sich enthaltsame Leute mit geringer Nahrung besser, als Alkoholiker mit reichlicher Nahrung.

Man sagt ferner, der Alkohol stärkt: Nach diesem ist eine Täuschung. Wieder kommt hier mit seiner einschlafenden Wirkung zur Geltung, da er das Gefühl der Müdigkeit betäubt und eine erhöhte Arbeitsfähigkeit vortäuscht. Zahlreiche Versuche, die man in den verschiedensten Berufszweigen angestellt hat, haben übereinstimmend gelehrt, daß diejenigen Arbeiter ohne geistige Getränke arbeitsfähiger sind und die Anstrengungen besser vertragen, als in denselben. Radfahrer, Turner und Bergsteiger wissen schon lange, daß man den größten Anstrengungen am besten dann gewachsen ist, wenn man gar keinen Alkohol trinkt. Der Alkohol wirkt also nicht als Muskelstärker, sondern als Nervenreiz, er ist eine Herzpeitsche. Er beseitigt also zwar durch seine Einwirkung auf die Nerven und durch den von ihm verursachten schnelleren Blutlauf für kurze Zeit das Gefühl der Erschöpfung und beschafft die erlahmende Muskellkraft zu neuer Leistung. Aber er wirkt in ähnlicher Weise auf den Menschen ein, wie Peitsche und Sporen auf das ermüdete Thier. Durch die Hiebe angtrieben, strengt sich das arme Thier für den Augenblick über seine sträfste an. Wird ein solches Reizmittel ihm auf die Dauer nützen? Sicherlich nicht.

Die Thätigkeit eines durch Brauntwein ausgetriebenen kann auch verglichen werden mit der Thätigkeit eines Fieberfranken. So lange das Fieberfeuer in seinen Adern glüht, fühlt der Kranke und Schwache sich stark und entwickelt eine ungewöhnliche Kraft; sobald indessen die Gluth erloschen ist, folgt der übermäßigen Anstrengung eine sehr fühlbare, manchmal tödbringende Ermattung. So wird auch der Körper des Arbeiters mit der Zeit den Einwirkungen des mächtigen alkoholischen Reizmittels, des Brauntweins, unterliegen.

Treffend sagt Liebig: Der Brauntwein gestattet dem Arbeiter durch seine Wirkung auf die Nerven die fehlende Kraft auf Kosten seines Körpers zu ergänzen, diejenige Menge heute zu verwenden, welche naturgemäß den Tag darauf hätte zur Verwendung kommen dürfen; er ist ein Wechsel, ausgestellt auf die Gesundheit, welcher immer prolongirt werden muß, weil er aus Mangel an Mitteln nicht eingestellt werden kann.

(Schluß folgt.)

Die Todtenstadt.

Erzählung von Rudyard Kipling.

Vor sechzehn Jahren, als ich zuerst nach Bombay kam, erzählte ein wandernder Armenier mir von einem irgendwo in Indien existierenden Ort, wohin solche Hindus, die das Unglück hatten, von Starknacht oder Sehnsucht wieder zu erwachen, gebracht und festgehalten würden. Damals lachte ich über die Geschichte und hielt sie für Nestgeschwätz. Jetzt, am Fuße der Sandfalle sitzend, tauchte die Erinnerung an Watson's Hotel, mit seinen schwungenden Rundbahnen, den weißgekleideten Dienern und dem gelbbekleideten Gelehrten des Arzneiers wie ein photographisches Bild vor meinen Augen auf. Ich brach in triumphhaftes Lachen aus; der Kontrast war zu absurd.

Gunga Dóz, über den unreinen Vogel gehängt, beobachtete mich neugierig. Hindus lachen selten, und die Umgebung war nicht geeignet, zum Lachen zu reizen. Er nahm die Krähe feierlich von dem hölzernen Spieß und verzehrte sie ebenso feierlich. Dann fuhr er in seiner Erklärung fort, die ich mit seinen eigenen Worten wiedergebe:

Bei Choleraepidemien trägt man uns zum Verbrennen, sonst wäre wir tot. Wird man nun an das Tropfhaus gebracht, so erwacht vielleicht die Krähe, fühlt Lust uns wieder. Wird man mit

ein wenig lebendig, dann legt man uns Lehm auf Nase und Mund. Wird man lebendiger, wird mehr Lehm aufgelegt, und man stirbt in Bucklungen. Wird man zu lebendig, dann geben sie sich keine Mühe weiter und schleppen uns fort. Ich war zu lebendig und wehrte mich zornig gegen die Abschrecklichkeit solcher Behandlung. Damals war ich noch Brahmane und ein stolzer Mann. Jetzt bin ich ein toter Mann und esse — hier blieb er auf den abgenagten Brustknochen des Vogels mit dem ersten Zeichen von Bewegung, seit ich ihn gesehen — „Krähen und — anderes Zeug. Sie nahmen mich von dem Holzstiel herunter, als sie sahen, daß ich zu lebendig war, gaben mir eine Woche Lang Medizin, und ich kam wieder vollkommen zu mir. Darauf schickten sie mich, mit einem Mann zur Aufsicht, auf der Eisenbahn von meinem Ort nach der Station Okara; bei Okara trafen wir noch zwei andere Männer, und wir drei wurden bei Nacht auf Kamelen von der Okarastation nach diesem Platz gebracht, und sie warfen mich vom Abhang auf den Grund, und die beiden Männer folgten; und ich bin hier seit zwei und einem halben Jahr. Einst war ich Brahmane und ein stolzer Mann, und jetzt esse ich — Krähen.“

Continuatio

Die Menge zog sich etwas zurück, als ich die elende Gestalt entdeckte und entzweite, mir auszuholen, wie ich aus dem Graber herauströme. Er hielt eine frisch geschnupfte Krähe in der Hand, und als Antwort auf meine Frage fliegte er langsam aus einer Plastik vom Sand, die vor den Höhlen herließ, und flog jähzeitig an, Feuer anzuzünden. Trockne Grasbüsche, Sandmohn und Krebsholz brennen roh, und es war mir ein Trost, daß er ein gewöhnliches Schreibholz anzündete. Als das Feuer hell brannte und die Krähe darin aufgespießt war, begann Gunga Dóz über jedes einzelne Wort:

„Es gibt nur zwei Arten von Menschen, Sahib — die Lebendigen und die Todten. Wenn Ihr tot ist, sind Ihr tot, und wenn Ihr lebendig seid, lasst Ihr.“ (Hier erforderte die Krähe keine Anstrengung, die bei dem Feuer herauströste, in Gefahr, zu fliegen zu befinden.) „Wenn Ihr zu Sterbe steht, und nicht tot seid, wenn Ihr zum Sterben nach dem Ghat kommt, dann kommt Ihr hierher.“

Die Urtheile des alten Gerichtes war mir verfallen, und alles, was ich über das Schreckliche und Grausame wußte und gelebt hatte, erschien mir jetzt mitgebracht.

"Giebt es keinen Weg, um hier herauszukommen?"

"Keinen! Als ich hierher kam, machte ich oft Versuche und die Anderen auch, aber wir sind immer dem Sande unterlegen, der auf unsere Köpfe herabstürzte."

"Über ich bin doch an dieser Stelle heruntergekommen, die Flussseite ist offen, und es lohnt sich der Mühe, den Angelu auszuweichen, da bei Nacht — —"

Ich hatte schon einen ungefähren Plan zum Fortkommen ersonnen. Ein natürlicher Instinkt von Egoismus ließ mich ihn vor Gunga Daß verschweigen. Dieser aber erriet meinen unangegangenen Gedanken, ehe ich ihn zu Ende gedacht, und brach zu meinem Erstaunen in ein spöttisches Lachen aus — ein Lachen, wie es sich wohl ein im Range höher oder wenigstens Gleichstehender erlauben dürfte.

"Ihr werdet auf diesem Wege" (er hatte das "Herr" schon bei den ersten Worten fallen lassen) "nicht entkommen. Aber Ihr könnt's versuchen. Ich versuchte es auch. Aber nur einmal."

Die Empfindung namenlosen Schreckens, gegen die ich vergebens angekämpft, überwältigte mich vollständig. Das lange Fasten — es war jetzt nahe an zehn Uhr, und ich hatte seit dem gestrigen Gabelfrühstück nichts gegessen — dazu die heftige Erregung des Mittes hatten mich erschöpft. Ich glaube wirklich, daß ich mich kurze Zeit wie ein Wahnsinniger gebärdete. Ich schlenderte mich gegen den Sandabhang, ich rannte um die Basis des Kraters, abwechselnd Gottestrümpfungen und Gebete hervorstoßend. Ich kroch hinaus zwischen das Schilfgras der Uferkante, um jedesmal in einer Agonie nervöser Angst von den Flintenkugeln, die den Sand um mich her aufwühlten, zurückgetrieben zu werden. Ich wollte nicht wie ein toller Hund unter diesem gräßlichen Volk sterben; so sank ich erschöpft und rasend an der Brunnenmauer nieder. Keiner hatte die geringste Notiz von meinem Betragen genommen, das mich noch jetzt, wenn ich daran denke, erröthen macht.

Zwei oder drei Leute traten, als sie Wasser heranzogen, auf meinen zuckenden Leib. Sie schienen an solche Vorgänge gewöhnt und hatten keine Zeit für mich übrig. Gunga Daß allerdings, nachdem er die glimmenden Kohlen seines Feuers mit Sand zugedeckt, gab sich die Mühe, mir einen halben Becher voll kochenden Wassers über den Kopf zu gießen, wofür ich auf den Knieen ihm hätte danken mögen; aber er lachte fortwährend mit demselben freundlosen, leichenden Ton, der meinen ersten Versuch auf dem Fluszufer begleitete. So lag ich in halb ohnmächtigem Zustand bis zum Nachmittag. Da ich trotz Allem nur ein Mensch bin, fühlte ich Hunger und sagte es Gunga Daß, den ich als meinen natürlichen Beschützer ansah. Dem Impulse der Gewohnheit im Verkehr mit Eingeborenen folgend, zog ich vier Annas aus meiner Tasche. Das Absurde der Gabe an diesem Ort leuchtete mir ein, und ich wollte das Geld wieder einstecken.

Gunga Daß aber schrie: "Gieb mir das Geld, alles was Du hast, oder ich hole Hülfe und wir schlagen Dich tot!"

Ich meine, jeder Brite ist zuerst darauf bedacht, den Inhalt seiner Tasche zu hüten; aber ich sah sofort ein, daß es thöricht wäre, mit dem einzigen Menschen, der mir hilfreich sein könnte, zu streiten. Es wäre doch eine Möglichkeit, daß ich durch ihn den Ausweg finde. Ich gab ihm alles Geld, was ich bei mir hatte, neun Rupien, acht Annas und fünf Piasten* — ich führte immer kleine Münze zu "Bakshish" (Trinkgeld) bei mir, wenn ich im Lager bin. Gunga Daß barg das Geld rasch in seinem zerkrümpten Hüfttuch, blickte sich aber sofort um, ob Niemand es gesehen habe.

"Nun will ich Dir etwas zu essen geben," sagte er.

Welchen Genuss mein Geld ihm verschafft haben könnte, bin ich nicht im Stande zu sagen; aber da

es ihm so gefiel, gab ich es bereitwillig, denn zweifellos wäre ich umgebracht worden, hätte ich es ihm verweigert. Während ich aß, was Gunga Daß mir verschafft, ein rohes "Chapatti" mit einem Becher von dem faulen Brunnenwasser, zeigte das Volk nicht die geringste Spur von Neugier, jener Neugier, die gewöhnlich in indischen Dörfern herrscht. Es schien, als verachteten sie mich; wenigstens behandelten sie mich mit der kühlsten Gleichgültigkeit, Gunga Daß kaum weniger als die Anderen. Ich mußte mich ab mit Fragen über das schreckliche Dorf, erhielt aber nur sehr unbefriedigende Antworten. So viel ich mir zusammenreimen konnte, hatte es seit unendlichen Zeiten existirt — ich schloß daraus, daß es mindestens ein Jahrhundert alt war — und in dieser Zeit war keiner daraus entkommen. (Ich mußte mich mit Gewalt beherrschen, daß nicht der blinde Schrecken mich abermals packte und mich rasend um den Krater trieb.) Gunga Daß betonte diesen Punkt mit boshaftem Vergnügen und sah mich zusammenzucken. Nichts, was ich auch vorbrachte, konnte ihn bewegen, mir zu sagen, wer die geheimnißvollen "Sie" waren.

"Es ist so befohlen," antwortete er, "und bis jetzt kenne ich keinen, der den Befehlen nicht gehorcht hätte."

"Warte nur," entgegnete ich ihm, "bis meine Diener mein Verschwinden entdecken, und ich verspreche Dir, daß dieser Ort von dem Nutz der Erde getilgt werden soll — und eine Lektion in Höflichkeit soll Dir auch werden, mein Freund."

"Deine Diener würden in Stücke gerissen werden, ehe sie diesen Platz erreicht; und — außerdem — Du bist tot, mein lieber Freund. Das ist natürlich nicht Deine Schild; aber trotzdem, tot bist Du und begraben."

In unregelmäßigen Zwischenräumen, sagte er mir, würden von der Landseite Nahrungsmittel in das Amphitheater herunter geworfen, und die Einwohner kämpften, wilden Thieren gleich, darum. Wenn ein Mensch seinen Tod herannahen fühlte, zog er sich in seine Höhle zurück und starb da. Der Leichnam würde hin und wieder aus der Höhle gezogen und auf den Sand geworfen, oder man ließ ihn auch, wo er lag.

Die Phrase „auf den Sand geworfen“ fesselte meine Aufmerksamkeit, und ich fragte Gunga Daß, ob diese Art der Behandlung nicht Bestrafung erzeuge?

"Das", sagte er mit leichendem Lachanfall, "kannst Du ja selbst erfahren. Du wirst Zeit genug zu Beobachtungen haben."

Worauf ich zu seinem großen Vergnügen wieder zusammenzuckte, aber die Unterhaltung rasch fortsetzte: "Und wie lebt Ihr hier? Was thut Ihr?" Diese Frage rief dieselbe Antwort wie vorhin her vor, mit dem Zusatz: "Dieser Ort ist wie das europäische Himmelreich. Hier giebt's weder Heirath noch Hochzeitstag."

Gunga Daß war in einer Missionsschule erzogen, und, wie er selbst sagte, hätte er nur, wie ein kluger Mann, seine Religion gewechselt, so wäre er dem Lebendigbegrabensein, das jetzt sein Schicksal war, entgangen. So lange ich bei ihm verweilte, glaube ich, war er fast glücklich.

Hier war ein Sahib, ein Repräsentant der dominierenden Klasse, hilflos wie ein Kind und vollständig der Gnade der eingeborenen Gefährten überlassen. In überlegt raffinierter Weise pflegte er mich zu peinigen, wie etwa ein Schnabelnabe in einer freien halben Stunde sich an der Agonie eines aufgespießten Käfers weidet, oder ein Frettchen in verborgener Höhle sich bequem in den Hals eines Kaminchens festbeißt. Das Hauptgewicht seiner Riede legte er immer auf den Punkt, daß kein Entkommen irgend welcher Art möglich wäre, daß ich bis zu meinem Tode hier bleiben müßte, um dann „auf den Sand“ geworfen zu werden. Ich war außer Stande zu antworten. Meine ganze Willenskraft mußte ich zusammennehmen, um gegen den unsagbaren Schrecken anzukämpfen, der mich wieder und wieder niederzuwerfen drohte. Ich kannte die Empfindung nur mit dem Kampf gegen die überwältigende Seebrut auf der Kanalüberfahrt ver-

gleichen — nur war meine Agonie eine geistige und deshalb unendlich viel qualvoller.

Später am Tage erschienen die Einwohner vollzählig, um die Strahlen der Nachmittagsonne aufzufangen, die nun schräg durch die Öffnung des Kraters hereinschien. Sie standen in kleinen Haufen beisammen und sprachen untereinander, ohne auch nur einen Blick nach mir zu werfen. Um vier Uhr ungefähr, soweit ich berechnen konnte, erhob Gunga Daß sich und tauchte einen Augenblick in seine Höhle, um mit einer lebendigen Krähe in der Hand wieder herorzukommen. Der arme Vogel war in sehr elender Verfassung, aber, wie es schien, gar nicht in Furcht vor seinem Herrn.

Vorsichtig nach der Flussseite gehend, trat Gunga Daß von einem Grasbüschel auf das andere, bis er ein glattes Fleckchen Sand, direkt in der Linie des Bootfeuers, erreichte. Die im Boot Besitzdichten nahmen keine Notiz von ihm. Hier blieb er stehen, und mit ein paar geschickten Drehungen des Handgelenks hatte er den Vogel auf den Rücken gelegt und mit ausgespreizten Flügeln befestigt. Natürlich freischrie die Krähe sofort und schlug mit den Krallen in die Luft. In wenigen Augenblicken hatte das Geschrei die Aufmerksamkeit einer Schaar wilder Krähen erregt, die auf einer, einige Yards entfernten Sandbank über etwas, das einem Kadaver glich, starr gehalten. Ein halbes Dutzend Krähen flog sofort herüber, zu sehen, was los war, und den gefesselten Vogel anzugreifen. Gunga Daß, der auf einem Grasbüschel lag, winkte mir, mich ruhig zu verhalten, was übrigens eine unnötige Vorsicht war. In einer Sekunde, ehe ich sehen konnte, wie es geschah, war eine wilde Krähe, die mit dem schreien, hilflosen Vogel rang, von dessen Krallen festgehalten, von Gunga Daß rasch losgemacht und zur Seite ihrer Unglücksgefährten gefesselt. Neugier, scheint es, trieb den Rest der Schaar herbei, und beinahe, ehe Gunga Daß und ich Zeit hatten, uns zurückzuziehen, zappelten zwei andere Gefangene in den aufwärtsgekehrten Krallen der Lockvögel. So ging die Jagd — wenn ich diesem Treiben diesen Namen geben darf — weiter, bis Gunga Daß sieben Krähen gefangen hatte. Dünf erwürgte er gleich, zwei bewahrte er für ferneren Betrieb. Diese neue Methode, sich Nahrung zu verschaffen, machte Eindruck auf mich. Ich machte Gunga Daß mein Kompliment wegen seiner Geschicklichkeit.

"Es ist nichts von Bedeutung," sagte er. "Morgen sollst Du es für mich thun. Du bist stärker als ich."

Diese ruhige Annahme von Überlegenheit ärgerte mich nicht wenig, und ich antwortete sofort:

"Wirklich? Du alter Schuft; wofür, denkt Du, habe ich Dir das Geld gegeben?"

"Wollen sehen," war die unbewegte Antwort. "Vielleicht nicht morgen, oder den nächstfolgenden Tag, oder noch später — aber am Ende und für viele Jahre wirst Du Krähen fangen und Krähen essen und Deinem europäischen Gott danken, daß Du Krähen zu fangen und zu essen hast."

Ich hätte ihn mit Lust erdrosseln können; aber in meiner Lage war es besser, meinen Abscheu zu verbergen. Eine Stunde später aß ich eine der Krähen; und wie Gunga Daß gesagt, diente ich meinem Gott, daß ich eine Krähe zu essen hatte. Nie, so lange ich lebe, werde ich diese Abendmahlzeit vergessen. Alles Volk hockte auf der Plattform von hartem Sand, gegenüber ihren Höhlen, um kleine Feuer von Holzabfall und gefrorenen Winzen. Der Tod, der einst Hand auf diese Menschen gelegt und sie nicht zerstört hatte, schien sich jetzt fernzuhalten; der größte Theil unserer Gesellschaft waren alte Männer, gebengt, abgemagert, zusammengezrumpft vor Alter, und die Frauen so alt, dem Ansehen nach, wie die Nornen selbst. Sie saßen in Gruppen zusammen und sprachen mit leisen, gleichmäßigen Ton, in sonderbarem Kontrast zu dem überlauten Geschwätz, mit dem die Eingeborenen sonst den Tag verbringen. Nun und wieder wurde ein Mann oder ein Weib von der plötzlichen Wuth erfaßt, die auch mich am Morgen gepackt hatte, und mit Schreien

* Kleinste indische Kupfermünze.

und Verwünschungen stürzten die Unglücklichen an dem schrägen Abhang empor, bis sie erschöpft und blutend, nicht im Stande, ein Glied zu rühren, auf die Plattform fielen. Die anderen blickten bei solchem Vorgang nicht einmal auf, wie Leute, die die Unglücksfeier dieser Versuche kennen und von ihrer Wiederholung erfüllt sind. Ich sah solcher Ausbrüche vier an dem einen Abend.

Gunga Daß überblickte meine Lage unerordentlich geschäftsmäßig bei unserem Diner — jetzt, bei der Erinnerung daran, kann ich lachen, aber damals war es mir furchterlich —. Er schlug die Bedingungen vor, unter denen er für mich sorgen wollte. Meine neun Rupien und acht Anna, wenn er den Tagespreis zu drei Anna berechnete, würden mir auf einundfünzig Tage oder sieben Wochen Nahrung verschaffen; das sollte heißen, er wollte so lange für mich sorgen. Am Ende dieser Zeit hatte ich für mich selbst zu sorgen. Für ein weiteres Entgelt — das heißt meine Stiefel — würde er mir gestatten, die Höhle mächtig der Feinde zu bemühen und so viel getrocknetes Gras als Bettzeug hergeben, als er entbehren könnte.

"Gut, Gunga Daß," erwiderte ich, "auf die erste Bedingung geh' ich ein, aber — da nichts auf der Welt mich hindern kann, Dich tötzuschlagen, so wie Du da stehst, und Dir Alles zu nehmen, was Du hast" (ich dachte in dem Augenblick an die beiden unschätzbaren Krähen), "so weigere ich mich zweitweg, Dir meine Stiefel zu geben, und werde die Höhle nehmen, die mir gefällt."

Es war ein süßes Vergnügen, und ich war froh, daß es Erfolg hatte. Gunga Daß schlug sofort

einen anderen Ton an und leugnete jede Absicht auf meine Stiefel. Zu der Zeit schien es mir gar nicht befremdlich, daß ich, ein Zivilingenieur, ein Mann von dreißig Jahren, im Dienst, und, wie ich glaube, ein über dem Durchschnitt stehender Engländer, so ruhig den Mann mit Verabung und Todtschlag bedrohte, der, für Bezahlung freilich, mich unter seine Fittiche genommen hatte. Ich hatte, so schien es, die Welt seit Jahrhunderten verlassen. Ich war damals so überzeugt, wie es jetzt von meiner Christen bin, daß in dieser verdammten Niederlaßung mir das Gesetz des Stärkeren gelten könnte; daß die lebendigen Todten jede Vorschrift der Welt, die sie ausgestoßen, hinter sich geworfen hatten; daß mein eigenes Leben allein von meiner Stärke und Vorsicht abhing. "Jetzt noch," sprach ich zu mir selbst, "bin ich stark und nehme es mit sechs dieser Glenden auf. Es ist um meiner Sicherheit willen durchaus nothwendig, daß ich Gesundheit und Kraft mir bewahre, bis die Stunde meiner Erlösung kommt — wenn sie jemals kommt."

Ich aß und trank demnach, so viel ich konnte, und gab Gunga Daß zu verstehen, daß ich von jetzt an sein Herr sein und beim geringsten Zeichen von Ungehorsam ihm die einzige in meiner Macht stehende Strafe — plötzlichen, gewaltsamen Tod — zu Theil werden lassen würde. Kurz darauf ging ich zu Bett. Das heißt: Gunga Daß gab mir zwei Arme trockenes Gras, das ich durch den Mund der Höhle rechts von der Feinde hinunterwarf; die Frühe voraus folgte ich dann selbst. Die Höhle erreckte sich ungefähr neun Fuß tief in den Sand, mit einer leichten Biegung nach unten, und war

ordentlich mit Holz ausgelegt. Von meiner Höhle, die nach der Flussseite lag, konnte ich das Wasser des Sittles sehen, wie es unter dem Lichte eines jungen Mondes dahinsloß, und mich selbst, wenn möglich war, zur Ruhe bringen.

Die Schrecken dieser Nacht werde ich nie vergessen. Meine Höhle war fast so schmal wie ein Sarg. Die Seitenwände waren glatt und klebrig geworden durch die fortwährende Berührung mit unzähligen nackten Leibern. Und dazu noch es abscheulich. Schlaf war bei meinem erregten Geist unmöglich und ganzlich ausgeschlossen. Als die Nacht fort schritt, schien es mir, daß Legionen unreiner Teufel, die aus den Untiefen hervorsteigen, den Amphitheater füllten und die Unglücklichen in ihren Höhlen verspotteten.

Ich bin nicht phantastisch veransagt — sehr wenige Ingenieure sind es —, aber bei diesem Anblick wurde ich so vollständig von nervösen Schrecken überfallen, wie es keiner Frau stark passieren kann. Nach längerer Zeit indes war ich wieder so weit, um noch einmal ruhig die Möglichkeit eines Entkommens zu überdenken. Jeder Versuch an den schrägen Sandwänden war, da wußte ich nun, unmöglich. Es war möglich, jedoch möglich, daß bei dem unsicheren Mondlicht ich von den Flintenschüssen gerade Spießruten ließ. Der Platz hatte aber so viele Schrecken, daß ich allzu riskierte, um ihn zu verlassen. Stellt Euch mein Freude vor, als ich, unbemerkt an der Flussseite hinkriechend, das verdammt Boot nicht an seiner Stelle fand. Die Freiheit lag in den nächsten wenigen Schritten vor mir.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Jahreszeiten.^{*}

Schwarzbraun ist meine dunkle Farbe,
Darin will ich mich kleiden;
Den besten Schatz und den ich hab,
Der will jetzt von mir scheiden.

Ei, scheidet sich dann der Winter von mir,
So kommt ein frischer Sommer;
Hat er dann Lust und Liebe zu mir,
So wird er wiederum kommen.

Dort droben vor meines Vaters Haus,
Da steht eine grüne Linde;
Darauf sass die Frau Nachtigall
Und sang von beller Stimme.

Ei, sitzest du da, Frau Nachtigall,
Und singest von beller Stimme;
Ei, zwinget dich dann der edle Schnee,
Das grüne Laub von der Linde.

Und wann die Linde das Laub verliert,
So trauern alle Heste;
Daran gedenkt, ihr Mädechen jung,
Und setzt eure Kränzlein fest.

Setzt ihr sie fest und nicht zu fest,
Setzt ihr sie nach euren Maassen;
Und wenn es einmal zum Scheiden kommt,
Dass ihr sie kommt ablassen. —

Spätkristallend. Ein letzter heißer Tag im Jahr. Sie lädt die Sonne den Himmel an. Man hört das leise Riechen der letzten fallenden Blätter. Zahl die Blätter, je mehr neue Blätter. Gehört, zu jüngern. Die unzähligen Blätter des Herbstes, sie sind verlogen. Nur das Grün der jüngsten bringt noch einen warmeren Ton. Das der Winter. Sie neue Metamorphose liegt er da. Grüne und seide Zweige prasseln nun in ihm.

Heute die Seite zieht die Seite ihre Blüte. Das letzte Licht durchdringt ein verflüchtigendes Ämmerlein. — Eine Säule...

Die Säule hat der Winter seinen heimigen Aufzug mit den Blättern seiner Stunde in eins anzuhören verloren. Sie ist zu einem verloren. Der es nicht

* Vgl. „Das Zucker-Banzerhorn“.

selbst erlebt hat, in und mit der Natur, dieses schöne, süße Leben, Dem predigt jede Kunst vergebens. —

Eine interessante Wasserpflanze, die aber in Deutschland immer seltener wird, ist die Wasserkresse. Neben ihren rautenförmigen Blättern, die auf dem Wasser schwimmen und deren Blattstiele in der Mitte dick aufgeblasen sind, zeichnen sich durch besondere Merkwürdigkeit die knapp wallnußgroßen harten Früchte aus, die mit vier mächtigen aufsätzlich geformten Dornen versehen sind. Diese Früchte sind essbar. Daher tritt neuerdings Alfred Kardel in der Wiener illustrierten Gartenzeitung für die Kultur dieser Wasserpflanze ein. Schon im vergangenen Jahre hatten zwei Forsther in der „Chemiker-Zeitung“ auf den hohen Nährwerth der Wasserkresse hingewiesen, sie hatten gefunden, daß in der Frucht etwa 3% p. 1. Wasser, 9 p. 1. Eiweißsubstanzen, 0,75 p. 1. Fett, 50 p. 1. Kohlehydrate und etwas über je 1 p. 1. Salz und Aliche enthalten sind. Der Geschmack der rohen Früchte ist dem der Kartoffeln einigermaßen ähnlich. Für die Kultur der Wasserkresse eignen sich Leute am besten, deren Wasser im Winter nicht bis auf den Boden herab gefriert. Wo dies aber doch der Fall ist, da muß die Wasserkresse jedes Jahr von Neuem wieder angepflanzt werden. Das Verschwinden der Wasserkresse und ihr Zurücktreten nach südländischen Gegenden ist eine der seltsamsten Ereignisse der Pflanzenwanderung. Ehemals, noch kurz vor Beginn der historischen Zeit, war die Wasserkresse selbst noch in Schweden häufig. Nun mangelt daher annehmen, daß es nach der Eiszeit bereits einmal eine kürzere Periode gegeben hat, die etwas wärmer als die jetzige und daß die Wasserkresse in dem Maße nach Süden zurückwandert, als jetzt das Klima Europas wärmer wird. Versuche, die Wasserkresse in einigen Seen der Schweiz einzubürgern, stellte mit Erfolg H. Fischer-Sigwart an. Er setzte in den Seen bei Zofingen zunächst Keimlinge an, die im Lago Muzzano gewachsen waren. Diese entwickelten sich wohl zu Pflanzen, aber die Pflanzen brachten weder Blätter noch Früchte hervor, dann wurde Samen aus Siebzehn benutzt, und diesmal hatte die Zusatz den gewünschten Erfolg. Seit 14 Jahren wurde nun die Einbürgерung der Wasserkresse hier beobachtet. Die alten Auszuchten haben sich erhalten, und es hat sich sogar der ursprüngliche Bestand vergrößert. Die Früchte keimen nicht immer im ersten Jahre, sie liegen mindestens bis zwei Jahre. Die Pflanze kann sich demnach auch erholen, wenn sie in einem Jahre keinen Samen herabsetzt. Sehr größere Bestandszähligung als im jenseitigen Wasserkresse erfahren in ihren Heimatländern die chinesische und die indische Wasserkresse. Die Früchte der letzteren werden auf den indischen Märkten überall viel gehalten. Die chinesische Wasserkresse oder Wasserkresse wird von den Chinesen Ling genannt.

Ihre Früchte zeichnen sich durch besondere Größe und außerordentlichen Wohlgeschmack aus. In China kaufen man auf Leichen und Seen die Früchte eifrig, die man zu Mehl zerrieben und als Brei gegessen werden. — ew.

Die Luftpumpe der Radfahrer ist ein Instrument, das wohl jedermann kennt oder doch zu kennen glaubt — dürfte es doch kaum einen Menschen geben, der, wenn er nicht selbst radelt, nicht einen Radler unter seinen nächsten Freunden und Verwandten hat, der sich nie schon eifrigst bemüht zeigte, ihm das Rad, seine Theorie, seine Behandlung und Benutzung auseinanderzulegen. Und doch wird es selbst unter den Radfahrern in Wenige geben, welche die Wirkungsweise ihrer Luftpumpe kennen.

Oho! wird mancher Leser einwenden, was kann denn einfacher sein. Man stößt den Kolben im Zylinder herunter und drängt dadurch die Luft in die Pneumatik aus der ihr der Ausweg durch ein sich nur nach innen öffnendes Ventil verwehrt wird. Dann zieht man den Kolben wieder in die Höhe und das Spiel kann beginnen.

Jawohl, vorausgesetzt, daß man von Neuem an der Atmosphäre Luft unter den Kolben bekommt. Aber soll denn diese herkommen? Der Kolben nimmt doch luftdicht schließen, weil ja sonst auch beim Herunterdrücken die Luft nicht in die Pneumatik gepreßt, sondern in die Atmosphäre entweichen würde. Und über irgend eine Dehnung, die den Zylinder mit der Atmosphäre in Kommunikation setzt, zieht man den Kolben nur bei sehr wenigen Luftpumpen hinaus, bei diesen ist der Motor anzuheben. Apparates freilich ohne Weiteres klar: bei den meisten dagegen befindet sich eine Dehnung erst über dem Kolben. Wo kommt also bei diesen die Luft her, die doch tatsächlich sich wieder unter dem Kolben befindet, um von Neuem in den Gummiring gepreßt zu werden?

Des Rätsels Lösung ist so einfach wie das von Columbus. Nur beim Niederdrücken braucht der Kolben luftdicht zu schließen, beim Heraufziehen ist das keineswegs nötig. Damit er beiden Ansprüchen gereicht, sieht eine Art Falshelm, eine Lederkappe an, die sich beim Herunterdrücken genau wie ein Fall hin ausspannt und luftdicht die Seitenwände des Zylinders absperrt. Geht man dann jedoch nach oben, so rutscht der Schirm zusammen und bequem streicht zwischen Wand und Kolben, der nun nicht mehr ganz dicht schließt, die Luft entlang, so daß das Spiel von Neuem beginnen kann. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.